

Königs Erläuterungen

Band 136/37

Nikolai Gogol

Der Revisor

Der Mantel

Bange

INHALT

Nikolai Gogol: Leben und Werk	3
Der Romantiker und Menschendarsteller Nikolai Gogol	4
Die „Realität“ der Welt Gogols	6

DER REVISOR

Gang der Handlung	9
Erster Aufzug	9
Zweiter Aufzug	12
Dritter Aufzug	14
Vierter Aufzug	19
Fünfter Aufzug	25
Charakteristik der Hauptpersonen	29
Chlestakow und das Lachen	31
Der naive Leichtfuß Chlestakow	35
Die Situationskomik der Komödie „Der Revisor“	37
Die Stadt und ihre Einwohner in Gogols Komödie „Der Revisor“	40

DER MANTEL

Gang der Handlung	44
Zur Charakteristik Akakij Akakiewitschs	50
Das verzerrte Menschenantlitz	54
Die Problematik des „Mantels“	56
Die Bedeutung des Wortes „Sogar“ in Gogols „Mantel“	59
Der Teufel in Gogols Novelle „Der Mantel“	65
Gogols „Mantel“ – Zeitkritik oder Grotteske?	67
Ist Akakij Akakiewitsch selber schuld?	69
Das Prinzip des Grotesken in Gogols Erzählung „Der Mantel“	70
Literaturnachwels	72

NIKOLAI GOGOL: LEBEN UND WERK

Nikolai Wassiljewitsch Gogol (1809–1852) ist der „Vater der russischen Prosa“ und Begründer des Realismus, der bei ihm allerdings überhöhte, satirische, groteske und gespenstige Züge annimmt.

Ein Ukrainer aus Sorotschinzy, armer Landedelmannssohn, kommt er 1829 nach Petersburg als Kanzlist, gewinnt ersten Schriftsteller-ruhm mit den Ukrainer Geschichten: „Abende auf dem Vorwerk bei Dikanka“, 1831/32. Er findet Puschkins Freundschaft; Puschkin regt ihn sowohl zu den „Toten Seelen“ wie zum „Revisor“ an. Auf der Höhe dieses volkstümlichen Realismus steht das Lebensbild des Kosakenführers „Taras Bulba“, der die Polen bekämpft, den eignen jüngeren Sohn als Verräter töten muß und selbst den heroischen Tod am Marterpfahl stirbt.

Durchschlagenden Ruhm erwirbt Gogol mit der Novelle „Der Mantel“, 1842: der arme Schreiber Akakij Akakjewitsch, ein Nichts in der Welt und doch ein Mensch (wie Büchners Woyzeck), wird zum „Helden“. Nur einen Abend erfreut er sich des lang ersparten warmen Mantels: nachts wird er überfallen und ausgeraubt. Die Beschwerde wird von einer „gewichtigen Persönlichkeit“ so niedergedonnert, daß Akakij vor Schreck im Schneesturm sich ein Fieber zuzieht und stirbt. Der Tote aber erscheint nachts als Gespenst, Mantelräuber. Erst als er der „gewichtigen Persönlichkeit“ den Generalsmantel geraubt hat, hat die Seele Ruh. Tragikomik, satirisch-gespenstig, in der schlichtesten Sprache.

Der Grotteske vorausgegangen war die Komödie: „Der Revisor“, 1836. Zar Nikolaus selbst befahl Aufführung und Druck, Stürme der Begeisterung und Beschimpfung wegen der Bloßstellung des Beamtenapparats. Den Stürmen wich Gogol ins Ausland aus. Reisen 1836–1839 durch Deutschland, Frankreich, Italien, Palästina. Im Ausland meist in Italien, entstand das Hauptwerk „Die toten Seelen“, dessen erster Band 1842 erschien. Gespenstige Satire, zum Roman-Weltbild erhöht. Über der Fortsetzung verdüsterte sich sein Geist. Sein Buch „Ausgewählte Stellen aus dem Briefwechsel mit Freunden“, 1848, enthüllt ihn als solchen Reaktionär, daß Belinskis Kritik keine Schonung kennt. Der Erschütterte geriet

unter den fanatischen Erzpriester von Rzew. Er verbrannte im religiösen Wahn die Restmanuskripte des zweiten Bandes der „Toten Seelen“, verweigerte die Nahrung und starb, selbst zur tragischen Groteske geworden.

DER ROMANTIKER UND MENSCHENDARSTELLER NIKOLAI GOGOL

Gogol hat die realistische Literatur Rußlands zwischen 1850 und 1870 gewiß aufs stärkste beeinflußt; es läßt sich auch nicht leugnen, daß das soziale Mitleid in seinen Novellen zu überzeugendem Ausdruck gelangt; aber trotz alledem war er selbst weit mehr Bekenner als Ankläger und kein Realist, sondern ein Romantiker, ja vielleicht der echteste und eigenartigste Romantiker, den Rußland beessen hat.

Man darf allerdings, wenn man Gogol einen Romantiker nennt, nicht nur an die blaue Blume und an die mondbeglänzte Zaubernacht denken, obgleich auch diese Art Romantik ihm keineswegs fremd ist, in seinen ersten ukrainischen Novellen sogar sehr stark zutage tritt. Aber der eigentliche Grundzug der Romantik ist doch die Unzufriedenheit mit der Wirklichkeit, das Streben über die Wirklichkeit hinaus, das schließlich zu einer völligen Verneinung der Wirklichkeit führen muß. Das irdische Dasein erscheint dem Romantiker schließlich nur noch als Trugbild, als Gaukelspiel, an dem er sich wohl erfreuen kann, demgegenüber er sich aber stets bewußt bleibt, daß es nur eines Wortes bedarf, um die Gespenster, die sich für etwas Wirkliches und Wahres halten, in alle vier Winde zu zerstreuen. Das ist die vielgenannte romantische Ironie, die Fähigkeit, die Schattenbilder als Schattenbilder zu erkennen und sie dadurch zu beherrschen. Als zweites kommt die dichterische Phantasie dazu, das schaffende Element zum zerstörenden. Die Ironie läßt den Dichter die Wirklichkeit als das erkennen, was sie in Wahrheit ist, die Phantasie trägt ihn über die Wirklichkeit hinaus. Die Fähigkeit, durch Mischung naturgetreuester Wirklichkeitsschilderung mit dem tollsten Teufelsspek auch das Unglaublichste glaubhaft zu machen, teilt Gogol mit E. T. A. Hoffmann. Nie

schildert er die Dinge, wie sie wirklich sind, aber die Wirklichkeit ist immer der Ausgangspunkt seiner Darstellung, das Sprungbrett, von dem aus es in den unendlichen Raum geht. Dieser Raum erstreckt sich sowohl nach oben wie nach unten, d. h. der Dichter konnte, indem er seine Gestalten ins Riesenhafte verzerrte, aus ihnen ebensogut übermenschliche Heroen machen wie Karikaturen. Er wählte das letztere.

Gogol ist einer der genialsten Karikaturenzeichner der Weltliteratur. Aber das Wesen der echten Karikatur besteht nicht in der bloßen Verzerrung, wie sie uns etwa der Hohlspiegel zeigt, der alle Linien gleichmäßig verschiebt, auf Grund eines optischen Gesetzes, das mit dem Gegenstand als solchem nichts zu tun hat. Die Karikatur will den wesentlichsten Zug des Modells ausfindig machen und ihn dann so grell beleuchten, daß der Beschauer schließlich nur den einen Zug sieht. Und der Karikaturist wird zum Seelenkürder, wenn es ihm gelingt, das Wesen seines Modells in kleinen Eigentümlichkeiten zu entdecken, die vom oberflächlichen Beobachter übersehen oder gering geschätzt werden.

So eben verfährt Gogol. Der angebliche Realist gibt nie ein getreues Abbild der Wirklichkeit, sondern übertreibt immer ins Maßlose. Seine Phantasie ist unerschöpflich in den seltsamsten Erfindungen; sie brütet die tollsten Hyperbeln aus, aber alle wurzeln sie in einer ungemein scharfen und genauen Beobachtung der Wirklichkeit. Auch die kühnsten Einfälle des Dichters sind nie bloß dazu da, den Leser zu verblüffen oder zu erheitern; sie decken immer das Wesen der geschilderten Personen auf. Auch im alten Rußland ist ein höherer Beamter, der wenige Tage vor seiner Ernennung zum Geheimrat die für seine neue Würde erforderlichen „majestätischen“ Posen vor dem Spiegel einübt, nicht denkbar, und doch glauben wir es Gogol, wenn er das von dem „bedeutenden Manne“ in seiner Novelle „Der Mantel“ erzählt, denn dieser Zug entspricht dem innersten Wesen des Kanzleigewaltigen.

Und so wird Gogol zum großen Menschendarsteller. Die Mitwelt und Nachwelt nahm seine Komödien und Erzählungen vor allem als soziale Satiren, aber sie nur als solche aufzufassen, wäre ebenso ungerecht, wie wenn wir Gribojedows „Verstand schafft Leiden“ nur als Bild der Moskauer Gesellschaft der 20er Jahre

ansehen wollten. Gewiß gibt der Revisor ein großartiges Bild von der Beamtenkorruption im selbstherrlichen Rußland, und die „Toten Seelen“ zeigen uns, wie durch die Sklaverei der Bauern das ganze gesellschaftliche Leben im Zarenreich vergiftet wurde, aber trotzdem ist der Gehalt der beiden großen Dichtungen durchaus kein ausgesprochen russischer, sondern ein allgemein-menschlicher. Die politische Satire ist nie Gogols Endzweck gewesen, und wenn die stockkonservativen Anschauungen, die er in seinen letzten Lebensjahren predigte, seine Bewunderer aus dem liberalen Lager enttäuschten und empörten, so lag die Schuld nicht an ihm, sondern an denen, die ihn falsch eingeschätzt hatten. Seine Satire richtet sich immer nur gegen die Menschen, nicht gegen das System; daß die Menschen, zum Teil wenigstens, eben durch das System so geworden sind, wie sie sind, hat Gogol nie eingesehen.

Gogol selbst hat das befreiende Lachen als den einzigen ehrlichen Helden seines „Revisors“ gepriesen. Aber ein wirklich befreiendes Gefühl lösen weder der „Revisor“ noch die „Toten Seelen“ in uns aus. Man empfindet eine gewisse Beklemmung, die sich stellenweise bis zum Grauen steigert. Nichts zeigt uns deutlicher den Romantiker Gogol als der glühende Haß gegen das Spießertum, das jede frische Lebensregung hemmt, keinen selbständigen Gedanken, kein tiefes Gefühl aufkommen läßt. Wenn wir die Kühnheit bewundern, mit der Dostojewskij in seinen „Brüdern Karamasow“ den Teufel ohne alle höllischen Merkmale, als die verkörperte Platttheit und satte Selbstzufriedenheit erscheinen läßt, so dürfen wir nicht vergessen, daß er hier nur den Spuren Gogols folgt, der als erster den bösen Feind in dieser Gestalt sah und im Kampf mit ihm zusammenbrach.

(Arthur Luther)

DIE „REALITÄT“ DER WELT NIKOLAI GOGOLS

Die „Realität“ der Welt Gogols ist eine völlig andere als die „Realität“, die die russischen „Realisten“ schildern. Diese Realität der Welt Gogols hat nichts gemein mit der russischen „Wirklichkeit, wie sie ist“ (oder zu seiner Zeit „war“).

Freilich photographieren auch die „Realisten“ nicht einfach die Wirklichkeit — das wäre dann keine Kunst. Aber sie versuchen, den von ihnen entworfenen Bildern den Charakter der Wahrscheinlichkeit und Glaubwürdigkeit zu verleihen. Die Stilkunst Gogols macht sich das nicht nur nicht zur Aufgabe, sondern verfolgt ein völlig entgegengesetztes Ziel: Unwahrscheinliches und Unglaubwürdiges darzustellen. In den Werken Gogols finden wir manche Lügner. Aber die Erfindungen Gogols selbst übertreffen bei weitem alles, was Chlestakov und Nozdröv erzählen. Kann in der tiefsten Provinz ein Adliger in einem braunen Gehrock mit himmelblauen Ärmeln herumlaufen? Kann man in derselben Provinz eine Dame finden, die einem Gerichtsassessor die Nase abgebissen hat? Wird die naivste und dümmste Gutsbesitzerin glauben, daß man tote Bauern („tote Seelen“) kaufen und verkaufen kann, und wird sie sich nach ihrem wirklichen gangbaren Preis erkundigen wollen? Bei konkreten Einzelheiten — der Bezeichnung von Rängen und Dienstgraden, bei der Schilderung des Verfahrens beim Verkauf und Kauf der Bauern, bei der Beschreibung der Sitten und Gebräuche hat man Gogol auf zahlreiche Fehler aufmerksam gemacht, die er aber nicht verbesserte. Die Gefühle eines Realisten unter den Zuschauern bei der Aufführung des „Revisor“ hat Gogol selber in den empörten Worten eines Theaterbesuchers in „Aufbruch nach der Vorstellung des ‚Revisor‘“ zum Ausdruck gebracht — „Auch Schmiergeld nimmt man nicht so!“

Wie man eigentlich Schmiergeld nimmt, interessierte Gogol nicht: wie gesagt, es ging ihm überhaupt nicht um Wahrscheinlichkeit. Ein beliebtes Stilmittel Gogols ist die Hyperbel. Und die Mehrzahl seiner Hyperbeln überschreitet die Grenzen aller realen Möglichkeiten. So finden wir bei Gogol recht kühne Hyperbeln: um einen Menschen als Direktor eines Departements einzuladen, schickt man „fünfunddreißigtausend Eilboten“; eine Wassermelone kostet hundert Rubel; eine andere Wassermelone — „siebenhundert Rubel“; die Türklinken in Petersburg sind solcherart, daß man „zwei Stunden lang“ die Hände waschen muß, bevor man wagen darf, sie anzufassen; die Brücken in Petersburg „hängen da sozusagen ohne jegliche Berührung“ ... Gogol selbst begleitet die Stimmen seiner Lügner mit noch unwahrscheinlicheren Hyperbeln: wie aus einem

Sack schüttet er die Wörter aus: „gewaltig“, „ungeheuer“, „Unge-
tüm“, „Haufen“, „Ozean“, „Unmenge“, „Abgrund“; „nie dagewese-
ne“ „unerhörte“ Dinge trifft man bei ihm auf Schritt und Tritt; er cha-
rakterisiert die allgewöhnlichsten Gegenstände mit seinen Lieb-
lingswendungen — „die man überhaupt nicht gesehen hat“, „die
man nicht beschreiben kann“, „die niemand auch im Traum gesehen
hat“, „die man nirgendwo finden kann“ usw. Diese besondere Art
der Hyperbel („Hyperoche“) wiederholt sich überall: „die Schönheit
der Schultern, wie sie die Welt nie gesehen hatte“, „Reisen, die
keine Feder beschreiben kann“, „ein Schnurrbart, den man nicht
mit der Feder beschreiben kann“, „ein unerhört tiefes Schnarchen“,
ein Fuhrwerk, „das mit nichts Ähnlichkeit hat“. Eine Masse „glän-
zender“, „funkelnder“, „unerträglich leuchtender“ Dinge. Die Zah-
len sind bei Gogol immer hyperbolisch: im Petersburger Schnee
sausen „tausende von Schlitten“ dahin, in den Warenhäusern gibt
es „tausend verschiedene Hüte“, auf einem Platz in Warschau ver-
sammelt sich „eine Million Menschen“, „eine Million Plakate“
hängt in Paris an den Wänden. Aber was bedeuten schon Zahlen!
Gogol findet immer Mittel, die sich noch viel besser für Hyperbeln
eignen: ein Lakai läuft mit einem Servierbrett, auf dem so viel
Teetassen stehen, wie Vögel am Meeresstrand sind; die Federn in
der Kanzlei kratzen so, als ob ein mit Reisig beladener Wagen
durch einen Wald fährt, dessen Boden zu einem viertel Arschin mit
dürrem Laub bedeckt ist; aus der Pfeife eines Rauchers steigt der
Rauch auf wie aus dem Schornstein eines Dampfers; ein Mensch
lacht so laut, als ob zwei Stiere, die einander gegenüberstehen, zu-
gleich losbrüllten.

Wenn Gogol wiederholt vom gleichen Gegenstand spricht, dann
variiert er seine Hyperbeln: eine Hose ist „wie ein Faß“, eine an-
dere ist so weit, daß man ein Haus mit dem Hof und den Ge-
bäuden darin unterbringen könnte, wenn man sie aufbliese; die
dritte ist „so weit wie das Schwarze Meer“. In den Taschen der
vierten Hose kann man „je eine Wassermelone“ unterbringen, in
der Tasche der fünften „einen Ochsen“, in der Tasche der sechsten
„einen Warenladen“.

Dies sind einige Beispiele für den hyperbolischen Stil Gogols. An
den Beispielen kann man sehen, daß seine Hyperbeln nach „beiden

Seiten“ gerichtet sind: unerhörte und niegesehene Schönheit auf
der einen und unsägliche Niederträchtigkeit des Gemeinen auf der
anderen Seite.

(Dimitrij Tschizewskij)

DER REVISOR

Gang der Handlung

ERSTER AUZUG

Erster Auftritt

Der Polizeimeister hat die Honorationen der Stadt zu sich gebeten,
um ihnen die „überaus unerfreuliche Mitteilung“ zu machen, daß
ein Revisor aus der Hauptstadt Petersburg im Auftrage der Re-
gierung unterwegs sei und in Kürze die Stadt besuchen werde.
Er käme inkognito und mit geheimen Instruktionen. Der Polizei-
meister rät dem Kurator der städtischen Armenanstalten und dem
Vorsteher der Gerichtsbehörde, dem Richter Ljapkin-Tjapkin, ihren
Instituten sofort die nötige Aufmerksamkeit zuzuwenden und die
bestehenden Mißstände zu beseitigen; schließlich habe ja ein jeder
„Dreck am Stecken“.

Zweiter Auftritt

Der Polizeimeister bittet den Postmeister, eingehende Briefe zu
öffnen und auf ihren Inhalt hin zu prüfen; ebenso soll er die aus-
laufende Post kontrollieren und die Briefe zurückhalten, die eine
Klage oder Anzeige über die in der Stadt herrschenden Zustände
enthalten. Der Postmeister erwidert, das tue er sowieso schon seit
langem; die Lektüre der Briefe, die in der Stadt ein- und aus-
gingen, sei für ihn interessanter als das, was der „Moskauer An-
zeiger“ bringe.

Dritter Auftritt

Die beiden Gutsbesitzer Dobtschinskij und Bobtschinskij – zwei lächerliche Typen und kleinstädtische Klatschbasen, die immer paarweise auftreten – teilen den versammelten Honoratioren mit, daß im Wirtshaus ein junger Mann mit Namen Iwan Alexandrowitsch Chlestakow „von recht angenehmem Äußeren und in einem Zivilgewande“ wohne, der seine Rechnungen nicht bezahle und nicht abreise, aber alles beobachte. Er sei schon seit zwei Wochen in der Stadt anwesend.

POLIZEIMEISTER. Zwei Wochen schon! Ihr Väterchen, ihr Not-
helfer, steht mir bei, ihr heiligen Märtyrer! Denn in diesen
zwei Wochen wurde doch die Frau des Unteroffiziers mit Ruten
gestrichen! In diesen zwei Wochen haben die Gefangenen keine
Zuteilung erhalten! Auf den Straßen nichts als Besoffenheit und
haufenweis Dreck. Eine Schande! Eine Schmach! **(Packt sich an
den Kopf.)**

KURATOR. Und wie denken Sie, Anton Antonowitsch? Sollten wir
nicht feierlich beim Wirtshaus vorfahren?

RICHTER. Nein, nein. Zuerst muß das Stadthaupt fahren, hernach
die Geistlichkeit und die Kaufmannschaft; denn sehen Sie mal,
im Buch „Die Taten des Johann Masson“ steht geschrieben . . .

POLIZEIMEISTER. Aber nein doch, nein; lassen Sie mich nur
machen. Es hat schon allerhand schwierige Fälle im Leben ge-
geben, und ist alles gut abgelaufen, und man hat sogar ein
Dankeschön erhalten. Gott wird vielleicht auch diesmal seinen
Beistand nicht versagen. **(Wendet sich zu Bobtschinskij.)** Sie
sagen, er ist ein junger Mann?

BOBTSCHINSKIJ. Ein junger Mann, vielleicht dreiundzwanzig oder
höchstens vierundzwanzig.

POLIZEIMEISTER. Um so besser: einen jungen durchschaut man
eher. Schlimm ist nur, wenn es ein alter Satan ist; bei einem
jungen kennt man sich gleich aus. Meine Herren, ich rate Ihnen,
in Ihren Angelegenheiten die nötigen Vorbereitungen zu treffen,
ich dagegen werde mich jetzt allein oder vielleicht in Begleitung

von Pjotr Iwanowitsch privat zu einem Spaziergang begeben,
nachzuschauen, ob nicht die Durchreisenden über was zu kla-
gen haben.

Vierter bis fünfter Auftritt

Der Polizeimeister befiehlt nun, nachdem er von der Anwesenheit
des mysteriösen Fremden gehört hat, folgende Anordnungen zu
treffen:

POLIZEIMEISTER. Hören Sie mal, treffen Sie folgende Anord-
nungen: der Polizist Pugowizyn . . . er ist besonders lang, so
mag er zur besseren Ordnung auf der Brücke postiert werden.
Und der alte Zaun, der neben dem Schusterhaus steht, soll
sofort auseinandergenommen werden, und statt dessen soll
dort eine Strohwischtange aufgestellt werden, damit es so
aussieht, als würde dort planiert. Denn je mehr abgerissen wird,
je klarer tritt der Tateifer des Stadtkommandanten hervor. Ach,
du lieber Himmel, da habe ich doch ganz vergessen, daß neben
dem Zaun an die vierzig Fuhren Unrat abgeladen worden sind.
Was ist das bloß für eine miserable Stadt: es braucht nur wo
ein Denkmal hingestellt zu werden oder einfach ein Zaun zu
stehen, und schon soll der Teufel wissen, von wo sie allen mög-
lichen Mist dort abladen! **(Seufzt.)** Und sollte der hergereiste
Beamte am Ende einen von der Wache fragen, ob man zu-
frieden sei – daß mir geantwortet werde: „Mit allem äußerst
zufrieden, Euer Wohlgeboren!“ Und wer mir etwa Unzufrieden-
heit zeigen sollte, dem werde ich danach solch eine Unzu-
friedenheit erweisen . . . Oh, och, cho, choch! Man hat's schwer,
man hat's arg schwer. **(Nimmt statt des Hutes ein Futteral.)**
Gott gebe nur, daß es schneller vorüberginge, ich werde dafür
auch eine solche Kerze stiften, wie sie noch keiner je gestiftet
hat: auf jede Bestie von Kaufmann werde ich eine Umlage ab-
wälzen, mindestens anderthalb Zentner Wachs dafür zu stiften.
O mein Gott, mein Gott! Fahren wir also, Pjotr Iwanowitsch.
(Will statt des Hutes das Pappfutteral aufsetzen.)

DER MANTEL

Gang der Handlung

Nikolai Gogols Erzählung „Der Mantel“ (1842) spielt in St. Petersburg, das bis 1918 die Hauptstadt Rußlands und seit Peter dem Großen, der es 1703 als Festung gründete, die Residenz der russischen Zaren war. Hauptperson der Erzählung ist der etwas über fünfzig Jahre alte Akakij Akakiewitsch Baschmatschkin. Er ist Beamter in einem der vielen Petersburger Departements (Kanzleien, Amtsstuben). Dort ist er als Abschreiber tätig; nichtsdestoweniger trägt er den Titel „Titularrat“. Zu eigenständiger Arbeit nicht fähig, bildet das Abschreiben von Akten seinen einzigen Lebensinhalt. „Gab es aber nichts abzuschreiben, so verfertigte er erst recht, und zwar zu seinem eigenen Vergnügen, eine Kopie für sich selber, besonders dann, wenn ein Aktenstück nicht durch die Schönheit seines Stils, sondern dank seiner Adresse an irgendeine neue oder wichtige Persönlichkeit hervorstach.“

Seine Lebensweise ist von äußerster Dürftigkeit, seine Kleidung vernachlässigt, unreinlich, abgetragen. Spott und Hohn seiner Kollegen sind für Akakij Akakiewitsch nichts Neues; oft treiben sie ihren Schabernack mit ihm, zu dem er allerdings selber Anlaß bietet. Meist nimmt Akakij ihn geduldig hin; nur manchmal stöhnt er – eine gequälte Kreatur – auf: „So laßt mich doch! Weshalb müßt ihr mich kränken?“ „Hatte er sich mit seinem Schreiben so recht erquickt, so legte er sich schlafen und lächelte schon im voraus bei dem Gedanken an den folgenden Tag: was würde ihm der liebe Gott wohl morgen zum Abschreiben bescheren? So floß das friedliche Leben dieses Menschen dahin, der es verstand, bei vierhundert Rubel Gehalt mit seinem Los zufrieden zu sein, und es wäre vielleicht auch weiter so dahingeflossen, bis er ein hohes Alter erreicht hätte, wenn es nicht mancherlei Unheil gegeben hätte ...“

Das „Unheil“, das auf ihn zukommt, ist sein alter, abgeschabter, durchgewetzter Mantel, der am Rücken und an den Schultern so sehr „zum reinsten Netztuch“ geworden ist, daß der Wind durch

ihn hindurchzieht; das Futter hat sich verflüchtigt. Dies ist angesichts des in Rußland herrschenden strengen Winters und Dauerfrostes eine bedenkliche Sache; Akakij Akakiewitsch kommt deshalb zu der Überzeugung, daß es nötig ist, den alten Mantel ausbessern zu lassen. Er begibt sich zu dem Schneider Petrowitsch; obwohl er diesen inständig anfleht, den Mantel mit einigen Flickern auszubessern, lehnt Petrowitsch dies mit dem Bemerken ab, der Mantel sei nicht mehr reparaturfähig; es bleibe nichts anderes übrig, als sich einen neuen machen zu lassen. „Bei dem Worte „neuen“ wurde es Akakij Akakiewitsch dunkel vor den Augen, und alles, was im Zimmer war, begann sich vor ihm zu drehen. Deutlich sah er nur den General mit dem papierverklebten Gesicht auf dem Deckel von Petrowitschs Tabakdose. „Wie denn das, einen neuen?“ sagte er, als befände er sich immer noch im Traumzustand. „Ich habe ja nicht einmal das Geld dafür.“

„Ja, einen neuen“, meinte Petrowitsch wieder mit der Ruhe eines Barbaren.

„Und dann, wenn ein neuer in Frage käme, was würde er dann ...?“
„Sie wollen wissen, was er kosten würde?“

„Ja.“

„Drei Fünzigerscheine werden Sie wenigstens drauf verwenden müssen“, sagte Petrowitsch und kniff dabei bedeutsam die Lippen zusammen. Er liebte die starken Effekte sehr, es gewährte ihm ein Vergnügen, jemanden plötzlich zu verblüffen und dann von der Seite zu beobachten, was für ein Gesicht der Verblüffte nach solchen Eröffnungen machen würde.

„Hundertfünfzig Rubel für einen Mantel“ schrie der arme Akakij Akakiewitsch auf. Es war vielleicht zum erstenmal in seinem Leben, daß er schrie, denn er redete sonst immer mit sehr leiser Stimme. „Tia“, meinte Petrowitsch: „und es hängt noch davon ab, welcher Art der Mantel ist. Nimmt man einen Kragen aus Marderfell und erlaubt sich ein Seidenfutter für die Kapuze, wird es auf zweihundert kommen.“

„Petrowitsch, ich bitte dich“, sagte Akakij Akakiewitsch mit flehender Stimme, ohne Petrowitschs Worte und alle seine Effekte zu hören oder hören zu wollen: „Bessere es irgendwie aus, damit ich ihn wenigstens noch kurze Zeit benutzen kann.“

„Aber nein, das wäre nur verlorene Mühe und sinnlose Geldvergeudung“, erwiderte Petrowitsch, und Akakij Akakiewitsch ging nach solchen Worten völlig vernichtet fort.“

Auch ein zweiter Besuch Akakij Akakiewitschs bei Petrowitsch bleibt ohne Erfolg. Akakij begreift, daß er um einen neuen Mantel nicht herumkommen wird. Er ist davon überzeugt, daß Petrowitsch ihm einen neuen Mantel sogar schon für achtzig Rubel anfertigen würde, weiß aber nicht, woher er selbst diesen Betrag nehmen sollte. Zwar hat er sich bereits vierzig Rubel erspart, doch kann er den Rest kaum zusammenbekommen. Nichtsdestoweniger beginnt er nun systematisch zu sparen: er schränkt seine Ausgaben auf das Mindestmaß ein, versagt sich sogar das Abendessen; alle seine Gedanken richten sich nur noch auf den Erwerb des neuen Mantels.

Nachdem er zusammen mit Petrowitsch das Manteltuch ausgesucht und die Frage des Futters (Seide oder Calicot?) sowie die des Kragens (Marder- oder Katzenfell?) besprochen hat, nachdem sich Petrowitsch an die Arbeit gemacht und sich dieser unermüdlich gewidmet hat, ist es eines Tages soweit: der Mantel ist fertig. Petrowitsch bringt ihn höchstpersönlich zu Akakij Akakiewitsch. Die Anprobe fällt zur Zufriedenheit aus; der Mantel ist tadellos geraten und kommt zur rechten Zeit. Im Departement, das Akakij sofort, den neuen Mantel angetan, aufsucht, wird er von allen bewundert; er gerät ganz außer Fassung, weiß nicht, wie er sich verhalten, was er antworten und wie er sich ausreden soll.

Die Kollegen legen ihm nahe, „einen Abend zu geben“ und den neuen Mantel „zu begießen“; aber Akakij lehnt ab; da springt ein anderer (der Adjunkt eines Vorstehers) ein und bittet alle zu sich zum Tee. Für Akakij ist das eine willkommene Gelegenheit, auch noch abends in seinem neuen Mantel auszugehen. Im Hause des Adjunkten wird sein Mantel wiederum bestaunt und bewundert. Es ist ein schöner, vergnüglicher Abend, den Akakij in der lustigen Gesellschaft verlebt; spät in der Nacht begeben sich die Gäste nach Hause. Auch Akakij tritt den Heimweg an. War schon der Hinweg nicht ganz angenehm gewesen: „Zunächst hatte er einige menschenleere Straßen mit spärlicher Beleuchtung zu durchque-

ren“, so ist der Rückweg, den Akakij in heiterer Stimmung, leicht angetrunken, antritt, wesentlich gespenstiger.

„In fröhlicher Gemütsstimmung schlug Akakij Akakiewitsch die Richtung nach Hause ein. Plötzlich bemerkte er, daß er sich in einer langen Straße befand, in der es am Tage und noch mehr des Nachts ganz still war. Alles um ihn herum hatte ein finsternes Aussehen. Nur da und dort eine Laterne, die aus Mangel an Öl zu erlöschen drohte, hölzerne Häuser, Bretterzäune, aber nirgends eine lebende Seele. Bei dem fahlen Scheine dieser halb erloschenen Laternen schimmerte nur noch der Schnee auf der Straße. Er ging auf eine Stelle zu, wo die Straße auf einen ungeheuren Platz mündete, an dessen anderer Seite die Häuser kaum zu sehen waren und der sich wie eine schreckliche Wüste ausnahm. . . .

Akakij ging mit beklommener Brust auf die Stelle zu; es war ihm, als drohte ihm ein Unheil. Unterwegs blickte er beständig voll Schrecken um sich. Der trübselige Platz sah ihm aus wie ein wilder Ozean. Nein, dachte er, ich will lieber nicht hinsehen; und nun setzte er seinen Weg gesenkten Blickes fort; als er seine Augen wieder erhob, sah er plötzlich mehrere Männer mit langen Schnurrbärten vor sich, deren Gesichter er nicht zu unterscheiden vermochte. Es ward ihm dunkel vor den Augen, das Herz schnürte sich ihm zusammen.

„Da ist mein Mantel!“ schreit einer der Männer und packt Akakij am Kragen.

Akakij will um Hilfe rufen. Ein anderer drückt ihm eine große knochige Faust auf den Mund und sagt zu ihm: „Versuch's nur zu schreien!“

In demselben Augenblick fühlte der unglückliche Titularrat, daß ihm der Mantel fortgenommen wurde, und zugleich erhielt er einen Fußtritt, daß er bewußtlos in den Schnee fiel.“

Akakij entschließt sich – völlig vernichtet – schließlich eine „gewiße hochstehende Persönlichkeit“ um Hilfe anzugehen. Aber statt dort Hilfe zu finden, werden ihm „die Leviten gelesen.“ Der General – denn ein solcher war es – schreit ihn an: „Wissen Sie auch, zu wem Sie so sprechen? Verstehen Sie wohl, wen Sie vor